

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schlang, Wilhelm: Napoleons Ende. Eine Jahrhrunderterinnerung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

und sonstwo Völkerdünger zu werden. Er hätte jetzt weniger Anlaß mehr zu dieser Klage; reichsdeutscher Unternehmungsgeist bläst dort Hochöfen an, errichtet Fabriken, pflanzt neue Gewerbe — die Großindustrie eines Konstanzers (nicht von Geburt, aber aus Neigung), Fabrikant Prym, ist mit darunter. Zur Ruh' gesetzte Beamte und Offiziere erwerben feile Landstücke, und Bauern aus dem Reiche, besonders Winzer aus der Heilbronner Gegend, siedeln sich im Windischen Büchel ob Marburg an, im Anschluß an die Deutschen der ausgedehnten Gemeinde St. Egidii, und bei dem deutschen Außenposten Mahrenberg, weiter oberhalb an der Drau. — Was ein einzelner, der Gutsbesitzer von Pistor, mir damals vor bald 20 Jahren, als er mich in seine neue deutsche Schule führte, als sein Endziel bezeichnete, frisches deutsches Blut der gefährdeten deutschen Sprachgrenze zuzuführen, wird nun Ereignis durch die Förderung des großen völkischen Vereins „Südmark“ und durch eine evangelische Gesellschaft mit ihrer Siedelungsbank „Heimstatt“. — Dem ins Kraut geschossenen Uebermut der Südslaven gegenüber ist verstärkte deutsche Arbeit die gegebene Antwort: schon haben weiter nördlich an der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets in der mehrere Orte umfassenden Gemeinde St. Egidii die Deutschen die Mehrheit bei den Gemeindevahlen wiedergewonnen. Slovenischer Grundbesitz geht auch weiterhin in deutsche Hände über. Der schmale Streifen windischen Sprachbodens, der Marburg mit Umgebung zur Sprachinsel macht, muß allmählich durch Aufkauf und Besiedelung gänzlich verdeutsch werden. Das ist die nächste Aufgabe! Und die slavische Herausforderung hat das Gute gehabt, den langmütigen Deutschen endlich zur besten Art der Abwehr, zum Vorstoß, zur Wiedergewinnung verlorenen Bodens zu bringen. —

„Auf ein bis vor kurzem nicht genügend beachtetes Mittel, die deutsche Landbevölkerung an der Sprachgrenze zu verstärken, weist der Ort hin, an dem diese „Kleinbilder aus unseren Sprachgrenzen in Südbösterreich“ erscheinen, Lahr mit seinem „Hinkenden Boten“, die Geburtsstätte des „Reichswaisenhauses“. — Hunderte von deutschen Waisenkindern gehen heute unserm Volkstum verloren, indem sie in gemischtsprachigen Gemeinden Südbösterreichs von Ortsvorständen in slovenische Häuser vergeben werden oder in Graz und andern Städten in Waisenhäusern Aufnahme finden, die sie der Landarbeit entfremden. Sie müssen dem Deutschtum auf dem Lande, an der bedrohten Sprachgrenze erhalten und zugeführt werden. Dort hat die Waisenspflege neben der rein menschlichen eine deutschvölkische Bedeutung. Man braucht nötig verstärkten deutschen Nachschub auf dem Lande,

am Rande des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, zu dem eine Waisenanstalt beitragen würde; und an dem dafür gegebenen Plage — an der Sprachgrenze — stünden nach den Verzeichnissen feiler Güter genug geeignete Baulichkeiten zur Verfügung, auch größere herrschaftlicher Art, die nicht so leicht Käufer finden, zu besonders mäßigen Preisen. — Was zuerst mit dem Reichswaisenhaus in Lahr so glänzend gelungen und in den ähnlichen Anstalten der „Reichsrechtshule“ zu Magdeburg, Salzwedel, Niederbreisig, Schwabach und neuerdings in Bromberg mit Erfolg fortgesetzt worden ist, sollte das nicht in der Südostmark deutscher Zunge ebensowohl möglich sein, wenn alle berufenen Kreise zusammenwirken, in der Grenzmark selbst und im Deutschen Reiche! Es darf nichts unversucht bleiben, damit der Wahlspruch unserer ostmärktischen Volksgenossen: „Dem deutschen Volk die deutsche Schule!“ und „Zur Schule die Scholle!“ — zu voller Tat werde: „Zur Scholle den deutschen Bauer!“ —

### Napoleons Ende.

Eine Jahrhundertenerinnerung von Wilh. Schlang.

Der Hinkende, der sonst Geschichtssachen den gelehrten Fachmännern überlassen muß, hat doch im vorigen Jahr und im vorvorigen dem geneigten Leser etliche Erinnerungen vorgelesen an jene große Zeit, da die Völker Europas wider den Schrecken der Welt aufstund und eine ungeheure Erhebung die Zwingherrschaft des großen Bonaparte zerbrach. Aus dem heiligen Werk der Vaterlandsverteidigung ward ein Angriffskrieg; die gallische Erde hatte von Marsch und Sturmhauf fremder Heeresmassen wie einst die deutsche gedroht. Dann war Napoleon, der stolze Eroberer, auf eine kleine Insel im Mittelländischen Meer verbannt worden; seine Widersacher machten mit Frankreich einen lauen Frieden (höfische Eifersucht stand dabei Gewatterin) und der feiste Enkelsohn jenes Ludwig, dessen Söldner einst die deutsche Pfalz verwüsteten, setzte auf dem Throne Frankreichs die Mißwirtschaft der Bourbonen fort. In Wien aber saßen die Großen, um das Gleichgewicht der Staaten wieder herzustellen, denn dieser Napoleon, der kleine Korporal mit der Feuerseele, dessen Auftreten einem Erdbeben gleich, hatte uralte Ordnungen über den Haufen geworfen, und nun galt es, allenthalben Kronen zu flicken und Throne wieder auszubessern. Alle Mächte hatten Vertreter zu dieser unvergleichlichen Ratsversammlung geschickt. Nur der Türke war daheim geblieben. Er konnte das Schlaraffenleben, das man an der schönen, blauen Donau trieb, zu Hause billiger haben.

Der Hinkende hat vor Jahresfrist schon das Nötige gesagt über die Gaukel- und Ränkespiele

auf dem sogenannten Wiener Kongreß, wo die Machthaber und Staatenordner um die Länder und Völker feilschten, nicht anders, als ob Frischhüppler um ein saures Leberle würfeln. Man hat ausgerechnet, daß die ununterbrochenen Festlichkeiten: Tafeleien und Feuerwerke, Heerschauen und Schlittenfahrten samt abenteuerlichem Mummenschanz den Wiener Hof dreißig Millionen Gulden gekostet haben. Aber was geschah? Die Faust eines Tyrannen, den sie alle bezähmt glaubten, griff mitten hinein in dies üppige Wohlleben, daß das Zwerggeschlecht eitler, gewissenloser Prasser vor Schreck schier erstarrte. Napoleon hatte es gewagt, durch einen kühnen Handstreich noch einmal die Krone Frankreichs an sich zu reißen. Am 26. Februar 1815 war er mit zuverläßiger Mannschaft von Elba entflohen, hatte am 1. März die südfranzösische Küste betreten, sah die Truppen, die ihn abzuwehren sollten, dem Zauber seiner Persönlichkeit so sehr erliegen, daß sie weinend sich ihm zu Füßen warfen, aufstehend seine Hand, seinen Mantel, seinen Degen küßten . . . gewann die Hauptstadt ohne Flintenschuß und Schwertstreich und ward am 20. März auf den Schultern seiner Getreuen in das alte Schloß getragen, das man die Tuilerien nennt. Alt und jung in Paris hatte sich mit Weilschen und der dreifarbigten Kokarde geschmückt, und es ging ein Jubel durch das Volk: „Es lebe der Vater der Weilschen!“ — Denn man hieß den Vergötterten auf einmal so, weil von seinen Anhängern bei Napoleons Verbannung gesagt worden: sobald die Weilschen blühen, ist unser Kaiser wieder da!

Dem Zaren hatte es übrigens schon am 29. Oktober 1814 von Straßburg aus eine merkwürdige Landsmännin, die Baronin von Krüdener — sie lebte lang in Karlsruhe — warnend geweissagt, daß der Napoleon in wenigen Monaten von Elba nach Frankreich zurückkehren werde. Nun es geschehen war, holten auch die Mächte zum Gegenschlag aus: Napoleon ward als Weltfriedensstörer in Acht und Bann getan, d. h. außerhalb gesetzlichen Schutzes gestellt und der öffentlichen Rache überliefert. Und obwohl der Kaiser feierlich erklärte, er sei nicht nach Frankreich gekommen, mit den fremden Staaten neue Händel anzufangen, so erfolgte doch eine allgemeine Schilberhebung derselben Verbündeten, die vor anderthalb Jahren den übermütigen Zwinghern nach furchtbarem Ringen niedergeworfen hatten.

Sofort sammelte auch der Schlachtenkaiser unter seinen sieggewohnten Adlern ein neues Heer. Da aber viele Bürger- und Bauernsöhne nur mit Murren wieder Waffendienst leisteten, so meinte Napoleon durch zündende Aufrufe den Heerpflichtigen seinen kriegerischen Geist von neuem einzupflanzen: „Soldaten! wir haben Gilmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Ge-

fahren zu laufen, aber bei Ausdauer wird der Sieg unser sein! Die Menschenrechte und das Glück des Vaterlandes werden wiedererobert werden. Für jeden Franzosen, der Mut besitzt, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben!“

Der Leser merkt: Napoleon der Erste konnte nicht nur große Taten vollbringen, er konnte auch große Worte machen. Er war ja eines Advokaten Sohn . . .

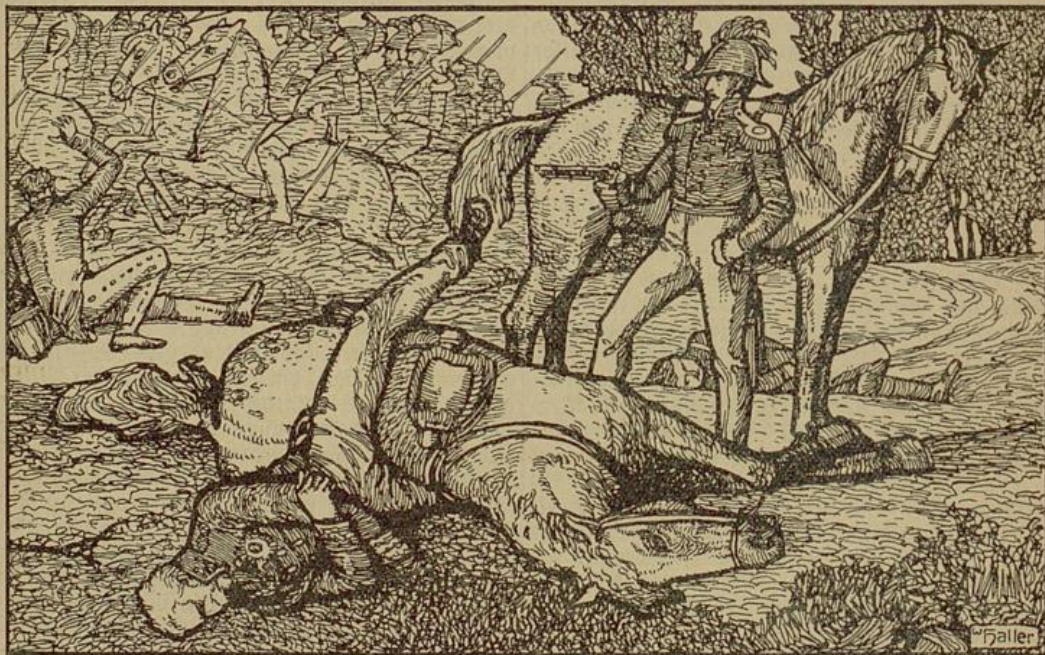
In Blücher hätte nichts vom Heldengeist des Alten Fritz leben müssen, wäre er dem Gedanken an einen neuen Krieg nicht sofort verfallen gewesen. Seit Monden hatte er den Zorn gegen die Diplomaten in sich hineingefressen, weil ihr Gänsekiel allemal die Erfolge des Schwerts verdarb. „Wir müssen, Gott straf mir, von vorn anfangen,“ sagte Blücher zum englischen Gesandten in Berlin; „daran seid nur Ihr Engländer schuld.“ Es wollte dem Alten nämlich nicht in den Kopf, daß Napoleon von Elba entweichen konnte, trotzdem eine britische Flotte im Mittelmeer kreuzte. Mitte des Ostermonds stand Blücher mit der preußischen Heermacht, deren Oberbefehlshaber er war, am Niederrhein. Er vereinigte ungefähr 130000 Mann — darunter viele, die schon an der Katzbach, auf den Schlachtfeldern von Großbeeren und Leipzig die Feuertaupe empfangen — und gedachte sich mit den Streitkräften des Britenherzogs Wellington zu vereinigen, die ebenfalls unweit der Nordgrenze von Frankreich Stellung genommen hatten. Ihrer waren es etwa hunderttausend Waffenfähige, Engländer, Hannoveraner und Niederländer. Der Marschall Vorwärts, ein Draufgänger wie er war, drängte auf eine entscheidende Unternehmung; ehe die Oesterreicher mit den Süddeutschen das Elsaß angriffen und die Rußen den Mittelrhein erreichten, konnte schon halbe Arbeit gegen den Napoleon getan sein. Der Marschall Rückwärts, Fürst Schwarzenberg, der am Oberrhein kommandieren sollte, betrieb einen andern Plan: bevor der 1. Juni da ist, die Feindseligkeiten ja nicht eröffnen! Wellington hatte seinen Standort in Brüssel, und da es sich mit schönen Damen leichter tanzte als mit dem Bonaparte, so vergnügte er sich auf den Bällen der belgischen Hauptstadt. Chyman's dachte, befand sich Napoleon mit seiner ganzen Macht, etwa 130000 Mann, in bedrohlicher Nähe der Verbündeten. Der alte Löwenmut des Siegers von Marengo, Austerlitz und Jena war wieder über ihn gekommen. Er wußte, was diesmal auf dem Spiele stand. Wenn es gelang, einer Vereinigung der verbündeten Heere zuvorzukommen, den Blücher und den Wellington einzeln zu schlagen, so behauptete der Franzosenkaiser das Feld, und die Krone saß fester denn je auf dem gefährdetsten Haupte. Schlossen sich seine Gegner zu einem

großen Waffenkörper zusammen, so war eine höchst gefährliche Lage für den Cäsar geschaffen.

Am 15. Juni begann Napoleon den Angriff. Mit ungeheurer Stoßkraft warf er sich auf Blüchers Vortrupp. Heldenmütig wehrten sich die Zieten'schen gegen vierfache Uebermacht, der sie doch schließlich weichen mußten. Tags darauf aber, ehe Wellington den Preußen die zugesagte Hilfe leisten konnte, griff Napoleon die rasch zusammengezogenen Streitkräfte Blüchers an. Bei Ligny, einem starken Dorfe, auf engstem Raum, ballte sich das ungeheure Ringen — der entsetzlichsten eines, deren die Weltgeschichte kennt. Um die dritte Mittagsstunde, bei glühender Sonnenhitze, hatte die Schlacht begonnen —

Nähe getroffen, fällt, begräbt den Helden unter sich. Angriff und Abwehr der Berittenen brausen unmittelbar vorüber. Seinem Adjutanten hat Blücher noch zurufen können: „Kostitz! nun bin ich verloren!“ Dann entzieht ihn schwere Betäubung den Vorgängen. Der treue Kostitz aber hält mit gespanntem Pistol neben dem Gefallenen aus, und als Blücher das Bewußtsein wiedererlangt, hilft er dem Führer rasch aus dem Getümmel. Es war die höchste Zeit! Denn wehe dem Napoleonhasser, wären die Franzosen seiner habhaft worden!

Das war der 16. Juni. Gneisenau aber, unfres Blüchers Waffengenoss, konnte sagen: „Die Schlacht verloren, aber nicht die Ehre.“



Blüchers Unfall bei Ligny.

wütender Kampf um den unscheinbarsten Stützpunkt, ein opfervolles Gewinnen und Wieder- verlieren, gewaltiges Tosen der Säbelklingen und Feuerrohre, zuweilen übertönt von einem tausendstimmigen „Vive l'Empereur!“ — „Es lebe der Kaiser!“ Und das ungeheure Vernichtungswerk scheint auch die Natur erregt zu haben. Ein fürchterbares Gewitter geht hernieder, aber es steigert nur den Grimm der Kämpfenden. Napoleons alte Gardes, die gefürchteten Bärenmützen, erringen einen entscheidenden Vorteil. Die preußische Mitte ist durchbrochen. Blücher selbst, von jugendlich brausendem Ungestüm, wirft sich, das Ganze zu retten, mit seinen Reitern ins Getümmel. Sein Pferd, ein englischer Schimmel, von einer Kugel aus nächster

Meisterlich ordnet er den Rückzug auf Wavre — eine Leistung, die wir gar nicht hoch genug bewundern können. Denn man muß sich gegenwärtig halten, welche Anstrengungen unmittelbar vorangegangen, und daß es um die Verpflegung der Tapfern übel bestellt war. Napoleon hat seinen Sieg bei Ligny nicht ausgenüßt. Als er den Marschall Grouchy zur Verfolgung der Preußen ausschickt, ist es schon zu spät. Jetzt rückt Napoleon auf der Brüsseler Straße weiter. Das Blücher-Heer, so glaubt er, ist völlig geschlagen, ja zerprengt. Nun kann der Wellington drankommen, das Herzöglein, das in Brüssel auf dem Tanzboden den Galanten gespielt hat. Aber so ganz ohne Grund haben die Engländer ihren Feldherrn nicht den Herzog

von Vittoria geheißten. Er hat in Holland und bei den großen Kaufereien in Spanien auch etwas vom Kriegshandwerk gelernt und erst vor zwei Jahren gegen die Napoleonischen bei Vittoria im Baskenland einen großen Sieg erfochten. Jetzt zählt er sechsundvierzig Jahre, steht aber schon lang im Ruf eines kalten Verstandesmenschen. Der Blücher hatte, wohl gemessen, seine dreiundsiebzig Sommer, aber es war noch derselbe Feuerkopf, der einst mit dem großen Preußenkönig — weiß Gott, mit dem Alten Fritz! — Händel anfang und dafür zum Teufel gejagt wurde. Ungestim und Berechnung tun meist so wenig gut zusammen als Feuer und Wasser. Bei Waterloo aber gab es einen guten Klang. Dieses Waterloo blieb uns ein ehrfurchtgebietender Name von der Schulbank her. Dort ward die Macht eines Weltbeherrschers endgültig zertrümmert. Vom heutigen Geschlecht ist keiner mit dabei gewesen; aber die Hauptsache dessen, was an jenem 18. Juni geschah, hat wie ein Selbsterlebtes unser Bewußtsein ergriffen. . . .

Wellington hat am Morgen alle verfügbaren Truppen, wohl 77000 Mann und 180 Geschütze wenige Stunden südöstlich von Brüssel in Schlachtordnung aufgestellt. Während des Ringens bei Ligny wehrte er französische Angriffe tapfer ab. Er ist jetzt bereit, sich der französischen Hauptmacht zu stellen, denn Blücher gab das Versprechen, nicht mit einem Teil seines Heers, sondern mit sämtlichen Streitkräften zu den Verbündeten zu stoßen. Und auf den Blücher ist noch allemal Verlaß gewesen!

Mit 75000 Gewaffneten und 280 Geschützen (es können auch mehr gewesen sein) steht Napoleon zum Kampf bereit. Um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr gibt er das Zeichen zum Angriff. Ein großes Schloß nebst Park, Hougomont mit Namen, steht der linken Flanke der Franzosen drohend vorgelagert. Ein heftiger Kampf entspinnt sich um diese Befestigung. Am Widerstande von Braunschweigern und Nassauern prallt der feindliche Sturm wie an einer Mauer ab. Vier gewaltige Angriffsmassen werfen sich dem Heere Wellingtons entgegen, aber es gelingt nicht, dessen Schlachtlinie zu durchbrechen. Stundenlang wogt der mörderische Kampf unentschieden hin und her. Der unschuldige Meierhof La Haye-Sainte sieht ein gegenseitiges Morden von Helden. Die Feldherrn setzen sich dem vernichtenden Feuer aus, Offiziere und Gemeine zu äußerster Kriegslleistung anzuspornen — der Kaiser auf seinem kleinen Grauschimmel in grauem Ueberrock und in violettseidener Weste.

Nur unter Aufbietung der letzten Kräfte vermag das englische Heer noch standzuhalten. Mehrfach schon geriet seine Mitte bedenklich ins Wanken. Wellington ward von Stund zu Stunde besorgter. Mit der Uhr in der Hand, so heißt es, hartete er des Bundesgenossen. . . .

Blücher hatte an den Folgen seines Sturzes einen knappen Tag lang festgelegt. Am Morgen des 18. Juni stieg er bereits wieder, obchon mit schmerzenden Gliedern, zu Pferd. Der Wundarzt, der ihn gehörig verbinden und einreiben wollte, ward lachend abgewiesen: „Ei was! wozu noch erst schmieren! Ob ich heute balmasirt oder unbalsamirt in die andre Welt gehe, kommt auf eins heraus!“ Sofort setzt sich das preußische Heer in Bewegung. Aber heillos durchweichter Boden und zahlreiches Gestrüpp gestatten nur ein langjames Vorrücken. Uebermenschliches leisten die wackern Truppen, um Geschütze und Kriegswagen vom Fleck zu bringen, um nicht im Schlamm stecken zu bleiben. Immer wieder treibt Blücher die fast Verzweifelnden an. Eine plötzliche Erschlaffung bemächtigt sich auch des zähesten Pflichtgefühls. Da sprengt der greise Feldherr an die Seinen heran: „Kinder, es muß gehen! Ich hab' es meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“

Und siehe, es ging! Um die dritte Mittagsstunde etwa bricht die erste Preußenschar aus dem Pariser Hölzchen am östlichen Rand des Schlachtfelds hervor, dem Feind in die rechte Flanke, die nun nicht wieder losgelassen wird. Die Zietenischen nehmen das Dorf Papelotte, und als Napoleon seine Kerntuppen nochmals gegen die Mitte der englischen Stellungen Sturm laufen läßt, räumen vierundzwanzig Geschütze mit ganzen Reihen der alten Garde auf. Mehrere Bataillone, zu großen Vierecken geschlossen, werden von Keiterei umzingelt. Man fordert sie auf, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!“ So lassen sich die Tapfern für diesen Napoleon hinschlachten, der bis zum letzten Lebenshauch ihr Abgott bleibt. . . . Ein letzter, verzweifelter Durchbruchversuch des großen Schlachtenmeisters mißlingt. Fast zu gleicher Zeit erobern die Preußen das Dorf Placenois, fast im Rücken der französischen Stellungen, und damit ist vollends das Schicksal der feindlichen Armee entschieden. In ihren Reihen entsteht Verwirrung; die Massen lösen sich auf; eine wilde Flucht reißt den Kaiser samt seinen letzten Getreuen mit sich fort. Unter Gneisenaus beispiellos ungestümer Verfolgung bersten die letzten Trümmer eines überwundenen Heers auseinander.

Die Nacht hatte sich bereits auf das Schlachtfeld herabgesehnt und ein vieltausendstimmiges „Herr Gott, dich loben wir“ stieg zu den Sternen empor, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance sich die Hände reichten. Ob der Platz wirklich von dem Herzensbunde zweier schöner Brautleute so geheißt wird, weiß der Kalenderschreiber nicht. Aber gibt es einen bessern Namen für die siegreiche

Waffenverbindung, die am 18. Juni 1815 über Europas Zukunft entschied? . . .

Der große Sieg war teuer genug erkauft. Hüben und drüben hielt Schnitter Tod reiche Ernte. Ueber 22000 Tapfere hatten die Verbündeten verloren; fast doppelt so groß waren die Verluste auf der andern Seite. Man sagt, der Kaiser habe auf dem Schlachtfeld inmitten seiner Garden sterben wollen. Da habe General Drouot ihn zur Flucht angetrieben, indem er rief: „Sire, retten Sie sich für Frankreich!“ O daß Napoleon eine unerhörte Laufbahn durch einen Heldentod auf blutiger Walstatt geendet hätte! Nur den Hut, den weltberühmten, Degen und Staatsmantel nebst seinem kostbaren Wagen ließ er auf dem Schlachtfeld zurück. Und nun geht es mit dem von einem höheren Geschick Besiegten täglich schneller bergab. Volk und Staatsmänner lassen ihn einfach fallen. Am

22. Juni dankt Napoleon zugunsten seines Sohnes ab, dem aber nie vergönnt ward, eine Krone zu tragen. Am 29., als schon die Verbündeten — zum zweiten Male — vor Paris stehn, nimmt der Entthronte von seiner Mutter, der stolzen, fünfundschzigjährigen Lätitia, wehmütvollen Abschied. Vierzehn Tage darauf — der achtzehnte Ludwig hat sich's in Paris als König von Frankreich wieder bequem gemacht — geschieht dasjenige, was noch vor etlichen Jahren niemand zu denken gewagt hätte: der größte Gewaltmensch seines Jahrhunderts kriecht zu Kreuz; Napoleon, seines Lebens nicht sicher, von aller Welt verlassen, stellt sich unter britischen Schutz. In der Morgenfrühe des 15. Juli nimmt das Kriegsschiff „Bellerophon“ ihn auf; aber als das Fahrzeug an der englischen Küste anläuft, erfährt der Geächtete sein weiteres Schicksal: die Mächte haben ihn auf Sankt Helena verbannt. Er, dessen Geist den Erdball umspannte, soll auf der einsamsten Insel des fernen Ozeans sein Tatenleben beschließen! Der Kaisername war ihm von den Mächten abgesprochen; man sollte ihn fortan nur noch General Bonaparte heißen. Als ob der Ruhm eines großen Manns mit seinem Rang und Titel verlösche!

Es war am 16. Oktober 1815, als Napoleon

den unwirtlichen Boden von Sankt Helena betrat. Wenige Getreue, darunter Bertrand, sein Mitkämpfer bei Großbeeren, Leipzig und Waterloo, folgten ihrem Feldherrn in die Verbannung. Eine bescheidene Meierei, Longwood genannt, diente dem überstreng Bewachten als Wohnung. Aber nur um sechs Jahre überlebte der Titan seinen Sturz. Im Brausen eines jener furchtbaren Stürme, die gar oft das sonst um so stillere Eiland heimsuchen, rang ein verdüstert Restlein Leben mit dem Allvernichter. Es geschah dies am 5. Mai 1821. Um die sechste Abendstunde, als eben die Sonne in das beruhigte Meer sank, entschloß er, der Welten zu bewegen wußte, dem Welten hatten dienen müssen. Bei einer Quelle, an der er oft geweiht, begrub man ihn. Aber neunzehn Jahre später erfüllte sich des Kaisers Wunsch, „zu ruhen an den Ufern der Seine, inmitten des

Volks, das er so sehr geliebt.“ Unter großen Feierlichkeiten wurde Napoleons Leiche am 15. Dezember 1840 im Dom der Invaliden zu Paris beigesetzt. Sein Andenken hatte inzwischen die Zeit wunderbar verklärt, und selbst die Söhne derer, die den Korjen hatten bezwungen helfen, blickten zu



Auf St. Helena.

seinem Bilde wie zu einem Heiligen empor.

„Der Krieg ist auß“ schrieb Blücher, der mit dem Schwerte besser umgehen konnte als mit der Feder, an seine Frau Geliebte. Es war am 4. August 1815. Von Waterloo bis dahin hatte aber noch mancherlei Merkwürdiges stattgefunden. Sechs Tage nach jener Entscheidungsschlacht warnte Blücher den König von Preußen, nicht wieder preiszugeben, was der Soldat mit seinem Blute errungen. In Paris aber sollte der Feind nach dem Willen der Staatskünstler mit Samtpfötchen angefaßt werden, und besonders der „Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ gefiel sich in der Rolle des großmütigen Siegers. Er wußte gar wohl, daß der deutsche Einfluß in Grenzen gehalten werde, wenn Frankreich nicht allzusehr geschwächt aus dem Krieg hervorging. Blücher merkte bald, daß wieder ein lauer Wind wehte. Ein Flußübergang in Paris war von den Franzmännern die Brücke von Jena getauft — zur Erinnerung an jenen unheilvollen Oktober

1806, da Preußens Waffenehre dem Feldherrn- genie Napoleons erlag. Unser Blücher empfand es als eine Schmach, daß die Pariser fernerhin mit diesem Denkmal deutschen Unglücks prahlen sollten, und er hatte sich's in seinen ehrlichen Soldatenkopf gesetzt, die Brücke in die Luft zu sprengen. Aber da legten die Bedächtigen bis hinauf zum König von Preußen feierlichste Ver- wahrung ein, weil Talleyrand, der Erzschelm — er war wieder leitender Minister in Frank- reich — ein böß Gesicht machte. Blücher blieb fest: „Die Brücke wird gesprengt und ich wünsche, daß der Herr Talleyrand sich vorher drausset!“ Am 10. Juli wurde die Sache nun wirklich in Angriff genommen (allerdings ohne den Talley- rand); es gab ein Getös, als ob die Welt ein- stürzen wolle. Wie aber der Rauch sich verzog, sah man die Brücke unverfehrt dastehn! Nachher

der jüngsten Zeit mehr von den Parisern be- kommen sollten als trocken Brot. Auch der Wellington erhob Einsprache gegen die Forde- rungen Blüchers und Gneisenaus, und da bekam er — das Herz lacht einem im Leibe! — eine Antwort, die hoffentlich Gültigkeit hat, solange es eine deutsche Wehrmacht gibt: „Unser Soldat ist nicht ein abgesonderter Stand, son- dern der kräftigste Teil der Nation selbst; er kennt dies Absondern von andern Klassen nicht und hält es für die größte Beleidigung!“

Endlich fand die kriegerische Unternehmung von 1815 ihren Abschluß und die verbündeten Heervölker konnten den fremden Boden ver- lassen, bis auf eine sogenannte europäische Armee von 150 000 Mann, die vorerst zur Sicherung der Ruhe in Frankreich zurückblieb. Den übrigen winkte von neuem die Heimat, der gesicherte Herd,



Wieder daheim . . .

hieß es, das Pulver habe nichts getaugt; aber ein schlauer Leser merkt etwas und es wird wohl das richtige sein. Die besagte Brücke, daß es der Deutsche weiß, steht heute noch.

Auch aus andern Dingen konnte Blücher ent- nehmen, daß der Soldat seine Rolle ausgespielt haben sollte. Der französischen Regierung war die Pflicht auferlegt, für die Verpflegung der fremden Truppen zu sorgen. Es war eine bescheidene Gegenrechnung im Vergleich zu den vielen Millionen, die unsre Deutschen jahrelang für den Napoleon und sein gieriges Heer hatten bluten müssen, und die Opfer an Leib und Leben sind nicht einmal mitgezählt. Was taten die Staatsmänner, die doch noch nicht ihren Frieden mit dem besiegten Lande gemacht hatten? Sie nahmen es dem Blücher übel auf, daß er deutsche Truppen in die französische Hauptstadt legte und daß die Soldaten nach den Entbehrungen

die Friedensarbeit. O! mit welchem Wonnegesühl wird man die Braut oder Gattin, die sorgenden Eltern begrüßen. Und wie mag später das Pfeif- lein schmecken, wenn man nach wohlvollbrachtem Tagwerk die Anstrengungen des Lagerlebens, die Schrecken der Feldschlacht überdenkt! . . . Tausende freilich kehren als Schwerkranke, als dauernd Erwerbsunfähige zurück, und wer zählt die vielen, die noch rechtzeitig die Thren wiederfinden, um in geliebten Armen zu sterben?

Aber dieser Feldzug von 1815 hatte Schmerz- licheres im Gefolg als die Not des einzelnen. Es ging mit den weltpolitischen Dingen fast aufs Haar, wie es vor Jahresfrist gegangen war. Zwar mußten die Franzosen jetzt die Kunstschätze herausgeben, die sie auf ihren Er- oberungszügen in Deutschland versehentlich hatten mitgehn heißen, und es wurde dem Land eine Kriegsbusse von siebenhundert Millionen Franken

anferlegt. Aber der Zweite Pariser Friede — er wurde am 20. November nach langen, schweren Wehen geboren — war ein ebenjohes Zwittergeschöpf wie der erste, indem die Franzosen das Elsaß mit Straßburg, der Pflegstätte deutscher Lebens und Geistes, behielten und so die Grenzen unsres Vaterlandes ungesichert blieben.

Unsres Vaterlandes? Als ob es überhaupt ein solches gegeben hätte! Die Deutschen hatten es zu neununddreißig Vaterländchen gebracht, aber nicht zu einem großen, starken politischen Gemeinwesen, nicht zu einer Nation. Eifersüchtig standen noch immer der Norden und der Süden, mißtrauisch der Kleinstaat dem größern gegenüber. Als die Urenkel Hermanns, des Cheruskers, zornigemut gegen den fremden Zwingherrn sich erhoben, als hätte die Not der Zeit ihnen einen neuen Geist eingehaucht — hatten sie nicht auch eine Erneuerung des deutschen Allgmeinwesens, ja eine Wiederherstellung des Reichs und Kaisertums erhofft? Aber sie hatten die Rechnung ohne die Staatenlenker gemacht. Die kalten Selbstlinge waren auf einmal voll von Bedenlichkeiten und sie sagten also: „Lieber deutscher Michel, du hast dich tapfer gehalten, aber es war deine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit! Das Fremdjoch ist abgeschüttelt und wir leben wieder im tiefsten Frieden. Da ist es rätlich, Säbel und Büchse zu verschließen und die freien Gedanken und vaterländischen Wünsche auch. Wir haben die Heilige Allianz und wir haben den Deutschen Bund — und was die Volksrechte anlangt, von denen vor dem großen Krieg die Rede war, so steht es jedem Deutschen frei, in der Lotterie das große Los zu ziehen oder nicht. Herz, was willst du mehr!“

Der Leser ist eingeladen, sich die Sachen ein wenig näher anzusehen! Die Heilige Allianz — Gott hab' sie selig! — stammte so halb von einem Weibe her — von jener Wahrsagerin, der Krüdenner. Sie hatte es dem frommen Zaren eingegeben, daß die regierenden Fürsten eine Art Verein gründen müßten zur Pflege gegenseitiger Bruderliebe und christlichen Sinnes, zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit. Die Allianz kam zustand an einem Septembertag des Jahres 1815; sie ist aber so heilig nicht gewesen, als der Name besagt; auch haben der Papst und der Prinzregent von England nicht mitgemacht. Der Fürstenverein schloß bald wieder ein, es leben aber manche unter uns, die den Deutschen Bund noch gekannt haben aus eigener Erfahrung. Das ist auch solch eine mißlungene Schöpfung des Jahres 1815 gewesen, und der Freiherr vom Stein, dem der Hinkende als einem aufrechten und redlichen Deutschen schon oft die schuldige Verehrung bezeugt, hatte ganz recht, wenn er die ganze Gründung ein Possenspiel hieß. Der Deutsche Bund sollte auch ein Verein sein — ein völker-

rechtlicher, geschlossen von den Fürsten und freien Städten Deutschlands, um die innere und äußere Sicherheit zu wahren und durch Bevollmächtigte seiner Mitglieder gemeinsame Fragen zu regeln. Wie eine Liedertafel und ein Regellklub ihre Satzungen haben müssen, zu deutsch Statuten, so auch eine Staatsgenossenschaft. Der Deutsche Bund stellte nach Artikel 13 seiner Satzungen den einzelnen Völkern in Aussicht, daß sie zu größerer Mitwirkung am Staatsleben herangezogen würden; die Bevormundung vieler Jahrhunderte sollte aufhören, das Volk sollte seine Gesetze zusammen mit der Regierung machen dürfen. Durch beiderseits beschworene Verträge — Verfassungen nennt man es — konnten die Rechte des staatlichen Oberhaupts und des Volks bestimmt und deren Verhältnis zueinander geregelt werden. Unser badisches Musterlände — man muß es rühmend sagen — erhielt eine Verfassung schon 1818, gleich nach Weimar (wo Goethes Freund, der Herzog Karl August, regierte) und nach Bayern. Das Schwabenland, wo der Umland kräftig die Volksache vertrat, erhielt diese wohlthätige Einrichtung ein Jahr später. Aber kaum traten die Landtage ins Leben, so trachtete der Deutsche Bund danach, wie er die freisinnigen Stiftungen, die erweiterten Bürgerrechte erdrücken und die unbeschränkte Staatsgewalt von neuem aufrichten könne. Helfer von Sklavensinn und Kastengeist fanden sich genug. Kein Mittel ward unversucht gelassen, das Rad der Geschichte aufzuhalten, und langhin währte in ganz Deutschland der Kampf der rückschrittlich und fortschrittlich Gesinnten. Auch in auswärtigen Dingen legte der Bund, dem die Ehre des deutschen Namens anvertraut war, ein klägliches Verhalten an den Tag, bis 1866 ein Staatsmann von ehernem Willen, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, das mißachtete Gebild von 1815 zusammenschlug. Welche Fügung des Schicksals! Dasselbe Jahr, das den korjischen Riesen fällte, gebar uns das Heil: am 1. April, also noch in den Tagen des Wiener Kongresses, erwachte im fernen Pommern ein Kindlein zum Dasein, das von der Vorsehung zu Großem bestimmt war: Otto v. Bismarck. Was sich den deutschen Kämpfern der Befreiungskriege nicht erfüllte: die Erneuerung der Nation ward nach blutigem Ringen, wieder mit einem Bonaparte, diesmal aber ohne fremde Beihilfe, den Nachgeborenen um so herrlicher beschieden. Das Beste der vaterländischen Errungenschaften aber verdanken wir dem Manne, der planreich wie der erste Napoleon und ebenso kraftvoll in der Durchführung seiner Pläne, ein Staats- und Volkslenker von weitblickendem Geiste, ein Tatemenich, doch darin größer war, daß er das Wohl des Ganzen über sein eigenes Ich setzte.